

durchbrechen kann, wiedergewonnen werden. Dieser Glaube ist dann immer eine Art Alternative und eine zum zeitgenössischen Bewußtsein quer laufende Störung, die im Vergleich zur Normalität des Lebens immer etwas Subversives an sich hat. Eine Subkultur kann sich jedoch auch leicht in eine Nische zurückziehen oder in einem Getto verschwinden. Hier ist das missionarische Zeugnis ein grundlegendes Korrektiv, das die Suche nach falscher Geborgenheit in Frage stellt. Ohne ein Minimum an Bereitschaft zum Anderssein, zur „Kontrastgesellschaft“ und zum Exodus kann es keinen Glauben geben, der diesen Namen verdient. Dies wird erst

recht durch eine Kreuzestheologie erhärtet (vgl. K. Lehmann, Glauben bezeugen, Gesellschaft gestalten, 359 ff.). Wir fragten am Anfang „Wächter, wie lange noch dauert die Nacht?“ Die Bibel warnte uns vor Ungeduld, unterstützte aber zugleich die intensive Hoffnung, daß der „Umschwung“ nicht mehr lange auf sich warten läßt. Ich bin und bleibe skeptisch gegen alle Schalmeientöne, der religiöse Frühling stehe kurz bevor. Vielleicht müssen wir erst noch durch die Tiefe der Nacht hindurch. Aber seit dem Karsamstag gibt es keine Nacht, die nicht auch dem Morgenlicht entgegenharren darf.

Eine historische Wasserscheide

Die Briten und ihre Monarchie

Nach dem Unfalltod von Prinzessin Diana ist offenbar nichts mehr so, wie es zuvor war. Die britische Monarchie, Element der Kontinuität wie in keinem anderen europäischen Land, ist zwar nicht akut gefährdet, steht aber unter Modernisierungszwang. Unser Londoner Mitarbeiter Roland Hill beleuchtet die Szene, zu der auch die Beziehungen zwischen Staat und anglikanischer Kirche gehören.

Im Rückblick auf die tragischen Ereignisse um den Tod von Prinzessin *Diana* und des Millionärssohns *Dodi Al Fayed* in Paris wurde an eine Szene aus der Französischen Revolution erinnert. Am 14. Juli 1792, dem Jahrestag des Sturms auf die Bastille, hatte Ludwig XIV. auf dem Marsfeld den Treueeid auf die revolutionäre Verfassung zu leisten. Es war das letzte Erscheinen des Königs und der Königin vor ihrer Hinrichtung. Mit Tränen in den Augen sah Marie-Antoinette zu, wie der König durch die johlende Menschenmenge die Stufen zum Altar hinaufgeführt wurde. Es war, wie Madame de Staël das Ereignis beschrieb, „als ob ein Opferlamm sich freiwillig zur heiligen Aufopferung hergebe“.

Eine Parallele für die Gegenwart? Hatte Königin *Elisabeth II.* nicht vier folgenschwere Tage verstreichen lassen, bevor sie es aufgrund der Vorstellungen von Premierminister *Tony Blair* für angebracht fand, aus der Abgeschlossenheit ihres Sommerschlusses *Balmoral* aufzutauchen, öffentlich Notiz von den außerordentlichen Trauerbezeugungen der Nation zu nehmen und sich gewissermaßen an deren Spitze zu stellen? So wird in England Revolution gemacht, könnte man sagen. Es kam zu der vielleicht schwierigsten Fernsehansprache ihres Lebens, in der sie ihre verborgene Trauer für ihre Schwiegertochter rechtfertigte. Aber trotz ihres großen Geschicks, der Autorität und Ausstrahlung ihrer Persönlichkeit, überzeugte *Elisabeth II.* nicht. Selbst nicht, als sie mit den anderen Mitgliedern ihrer Familie in beispielloser Weise gebeugten Hauptes vor dem Buckingham-Palast stand, um der auf dem Weg in die Westminster-Abtei vorbeiziehenden *Lafette* mit dem in die britische

Flagge gehüllten Sarg der verstoßenen Schwiegertochter ihren Respekt zu erweisen.

Und noch ein anderes Bild aus der französischen Geschichte bot sich zum Vergleich an: Als im 17. Jahrhundert die Frondeure darauf bestanden, in Versailles am Bett des jungen Ludwig XIV. vorbeizuziehen, um sich zu vergewissern, daß der Thronfolger auch wirklich ihren Wünschen entsprechend behandelt werde. Was später allerdings gegenteilige Auswirkungen hatte, weil der Sonnenkönig davon nur in seinem Absolutismus bestärkt wurde. Ein Lehre, die Prinz *William* in seiner Trauer um die von „Paparazzi“ in den Tod gejagte Mutter beherzigen sollte? Was diese anbelangt, sind seine Gefühle nur zu verständlich, aber er muß sich vor Affektreaktionen hüten. Die Monarchie braucht die modernen Medien nicht weniger, als diese sie brauchen.

Monarchien scheinen einer uralten menschlichen Sehnsucht zu entsprechen

Tony Blair ist wegen seiner diplomatischen Intervention zum „Retter der Monarchie“ erhoben worden. Labour-Premierminister der Nachkriegsjahre haben es – paradoxerweise – mit Königin *Elisabeth II.* schon immer besser „gekonnt“, obwohl sie doch eigentlich in der historischen Linie des regiziden *Oliver Cromwell* standen, anders als die königstreuen *Torys*. Das war aber auch durch den Umstand bedingt, daß das Haus *Windsor*, wie so manche aus den

Oberschichten allgemein, dem Sozialismus mit gewissem „Linksdrall“ gegenüberstand, unbewußt vom schlechten Gewissen motiviert. Hatte der moderne Wohlfahrtsstaat doch ihre traditionelle Rolle in der Armen- und Krankenfürsorge übernommen.

Monarchietreue Labourpolitiker wie der reformbewußte, die Thatcher-Lehren beherzigende Tony Blair, sind für ihre Partei nicht so typisch wie der aus der Gewerkschaftslinken kommende stellvertretende Premierminister *John Prescott*. Ein „Monarchist“ ist dieser bei aller seiner durch Minister- eid beschworenen Treue zur Queen keineswegs. Sehr eng- lisch werden aber nicht die bei Kontinentaleuropäern übli- cheren logischen Konsequenzen zum Republikanismus ge- zogen.

Dabei ist auch zu bedenken, daß die britischen Monarchen nicht gerade moralische Vorbilder für ihr Volk waren. In den letzten 200 Jahren hatten der nichtswürdige Georg II., der laszive Georg IV. und der langweilige William IV. ihr Bestes zum Schaden der Monarchie getan. Immerhin waren die britischen Monarchen stets verspätet, aber dann doch zu einer gewissen Anpassung an die sich wandelnde Welt bereit und haben dadurch zum Fortbestand der Monarchie beige- tragen. Wie verhaßt war z. B. Königin Viktoria ihrem Volk geworden, nachdem sie sich, untröstlich über den frühen Tod des geliebten Coburger Prinzgemahls Albert, als „Witwe von Windsor“ von der Welt zurückgezogen hatte! Damals wurde in der Metropole der Republikanismus mo- disch, bis *Benjamin Disraeli* 1874 zum zweiten Mal an die Regierung kam und die alternde Queen aus ihrer Abge- schlossenheit herauskomplimentierte. Ihm ist es zu danken, daß Viktoria am Ende ihres Lebens weit mehr verehrt wurde als selbst die erste Elisabeth im Jahrhundert des aufsteigen- den englischen Nationalstaates.

Vielleicht hatte die britischen Monarchen ihre Insellage oder die Göttin Klio mehr begünstigt als die Kontinentaleuropäer? Etwa das von Preußen geschmiedete, so spät kom- mende „zweite“ deutsche Kaiserreich oder der österrei- sche, im Schlechten und im Guten das Commonwealth- konzept vorwegnehmende Vielvölkerstaat, zu dem sich heute manche seiner nichtdeutschen Völkern zurücksehen. Spanien erlebte allein in diesem Jahrhundert nacheinander eine Monarchie, Militärdiktatur, Republik samt Bürgerkrieg, die Franco-Diktatur und ist jetzt wieder ein Monarchie. In Frankreich folgten seit 1789 zehn verschiedene Verfassungen aufeinander. England allein hatte sich nach seiner „glorreichen“ Revolution von 1688, unblutig und durch Kompromiß erzielt, dem Parlamentarismus verschrieben.

Monarchien scheinen offenbar einer uralten menschlichen Sehnsucht nach einer mystisch-erhabenen Autorität zu ent- sprechen. Das bestätigt schon deren andauernde Anhimme- lung in Republiken wie den Vereinigen Staaten und in den populären, auflagenstarken Illustrierten Kontinentaleuro- pas. Zivile Staatspräsidenten kommen auch nicht unbedingt billiger, wobei die Monarchien eine beachtlich einträgliche Funktion für die Förderung des Fremdenverkehrs erfüllen,

weil sie meist farbenprächtiger und weniger aufgeblasen wir- ken als gewählte langweilige, wenngleich verdiente bürgerli- che Würdenträger. Im britischen Fall kommt zweifellos die vom Vater der heutigen Königin im Zweiten Weltkrieg er- füllte, das Inselvolk einigende Rolle hinzu, als Großbritan- nien Hitler noch allein die Stirn bot.

Charles ist der beste Thronfolger seit Prinz Alberts Zeiten

Ein halbes Jahrhundert später ist nun ganz plötzlich und im Grunde rational unerklärlich der Fortbestand der Monar- chie umstritten, es sei denn, so heißt es, sie beherzige die ge- bieterische Notwendigkeit ihrer Modernisierung. Bisherige, zeitgemäße Adaptierungen reichten offenbar nicht aus. Schon vor der im September enthüllten Kluft zwischen Kö- nigin und Volk hatte Elisabeth II. eindeutig zu lange gezö- gert, um als reichste Frau der Welt auch ihr Privatvermögen versteuern zu lassen. Demokratien fordern Mitsprache- rechte. Es verärgert sie, wenn die Queen bei repräsentativen Funktionen immer noch zunächst und vor allem von den durch Geburt und sozialen Rang ausgezeichneten Ober- schichten umgeben ist und die gewöhnlichen Sterblichen so- zusagen noch draußen im Regen zu stehen haben.

Prinzessin Diana, die geborene Spencer, keineswegs ein Kind des einfachen Volkes, besaß dagegen das Charisma spontaner, die gesellschaftlichen Barrieren ohne Getue durchbrechender Herzlichkeit, eine spürbare Verbunden- heit zumal mit allen jenen, die sich da aus dem einen oder anderen Grund als zweitklassige Menschen fühlten. Sichtbar zumindest erwiesen das die Farbigen, die auf der Straße vor dem Buckingham-Palast zum Gebet kniend ihre Blumen niederlegten. Zyniker meinten, sie wollten gerne auf dem Bildschirm erscheinen, aber das wurde dem Phänomen nicht gerecht.

Der der Queen über den reformbewußteren Prince of Wales erteilte politische Rat Tony Blairs, das Begräbnis dieser „Volksprinzessin“ (zu der Blair sie als erster erhoben hatte) volksnäher zu gestalten, war daher bedeutsam. Einige Hun- dert einfacher Repräsentanten der von Prinzessin Diana ge- förderten wohltätigen Einrichtungen wären sonst vielleicht nicht im Trauerzug mitgegangen, hätten sonst auch nicht zu den zum Trauergottesdienst Eingeladenen gehört.

Immer stärker wurde zuletzt auch kritisiert, daß die höfi- schen Berater der Königin noch immer ausschließlich aus den ihr standesnahen Kreisen ausgewählt werden. Das konnte nur das alte Übel aller Monarchen bestärken, sich von ihnen schmeichelnden, meistens weltfernen Anhängern und Cliques umgeben zu lassen. So erklärt sich das hoff- nungslose Versagen der Professionellen im Presse- bzw. Pu- blic-Relations-Apparat des Buckingham-Palastes, die sich ihren arrogant-besserwissenden „Brötchengebern“ gegen- über nicht durchzusetzen vermögen. Mit Recht wird daher gefordert, daß die Mitarbeiter im unmittelbaren Umkreis

der Königin wie andere Staatsdiener aufgrund öffentlicher Ausschreibung und nach Eignung ausgewählt werden sollten.

Ganz unerwartet ist die so über jede Kritik erhabene 45jährige Herrschaft Elisabeths II. zu einer *historischen Wasserscheide* geworden. Die heutige 71jährige Queen ist zwar körperlich und geistig rüstig genug, um dem Land noch mindestens ein Jahrzehnt dienen zu können. Aber längst schon singen viele Briten ihr „God save the Queen“ mit wortwörtlicher Inbrunst, weil sie um die Zukunft der Monarchie plötzlich bangen. Was bisher die besonders anerkannte Leistung Elisabeths II. schien, nämlich ihre einzigartige, geradezu preußisch anmutende Pflichterfüllung, wird ihr über Nacht als Versäumnis angelastet, weil sie darüber alles andere, was vor allem die umstrittene Entwicklung ihrer wachsenden Familie anbetrifft, vernachlässigte oder diese zu tolerant gewähren ließ.

Einer im September durchgeführten Guardian-ICM-Umfrage nach ist die der königlichen Familie zuerkannte Zustimmung des Volkes zum erstenmal auf unter 50 Prozent gesunken (48 Prozent). Bemerkenswerter noch war der Befund, daß die eigentliche Ablehnung der Monarchie auf 30 Prozent angestiegen ist und nur mehr ein Drittel der unter 25jährigen zu ihren Befürwortern gehören. Bedeutet das, daß auch die Monarchie ein Opfer ihrer doch im eigenen Interesse geförderten Mediendurchleuchtung ist? Bewahrheiten sich da nicht die englisch-sprichwörtlichen Lehren „Familiarity breeds contempt“ (daß, was einem zu vertraut ist, eben auch verachtet wird), oder „Distance lands enchantment to the view“ (daß, aus der Ferne gesehen, jede Aussicht reizvoller ist)? Schon der englische Nationalökonom *Walter Bagehot* warnte um die Mitte des 19. Jahrhunderts davor, die Monarchie zu sehr ihres religiös-sakralen Zaubers zu berauben, weil sie das moderne, grelle Tageslicht einfach nicht vertrage.

Die Intervention Tony Blairs als eines um den Fortbestand einer mit den Zeiten gehenden britischen Monarchie bemühten Politikers könnte sich noch als zweiseitiges Schwert erweisen, wenn er dadurch zu einem nicht mehr der Volksmeinung entsprechenden Regierungschef würde. Andererseits war der Monarchie nie damit gedient, zu sehr mit dem „linken“ oder „rechten“ politischen Lager identifiziert zu werden. Eduard VIII. machte in den dreißiger Jahren keinen Hehl aus seiner Sympathie für die Arbeitslosen. „Da muß etwas getan werden“, forderte er empört bei einem Besuch der damaligen Waliser Elendsviertel. Die royale Barmherzigkeit war damit aber auch schon erschöpft, wie man inzwischen erfahren hat, nachdem der so sozial gesinnte Thronfolger in Wirklichkeit damals nur seinen Rolls Royce bestieg, um sich seinen eigenen, ihm im Grunde wichtigeren Vergnügungen zu widmen.

Ein enges Verhältnis hat sich zwischen Premierminister Blair und dem heutigen Prince of Wales angebahnt. Blair sieht den reformbewußten Prinzen als seinen eigenen sozialen Idealen nahestehend, und zweifellos ist Charles als nach-

denklicher und sozial gesinnter Mann der beste Thronfolger seit Prinz Alberts Zeiten, vielleicht sogar, seitdem die zum Haus Windsor gewordenen Hannoveraner 1714 auf den britischen Thron kamen. Er ist intelligent, verfügt über künstlerische Begabung wie wenige seiner Vorfahren. Seine Schwachstellen sind eine Tendenz zur Unordnung in seinen Unternehmungen, Ungeduld seinen Untergebenen gegenüber und eine gewisse Naivität in politischen Urteilen. Diese Fehler würden sich aber nicht mehr so nachteilig auswirken, wenn er erst einmal den Thron bestiegen hat, weil er dann viel stärker und überall von Ratgebern umgeben wäre als der heute seine Freiheit genießende Thronanwärter. Aber zu sehr mit einer Labourregierung identifiziert zu sein, die früher oder später dem Volk nicht mehr zusagen könnte, wäre auch für den Prince of Wales und die von ihm geforderte strikte parteipolitische Neutralität nicht bekömmlich. Charles führt seine „Highgrove Home Farm“, das zu seiner Residenz in den Cotswolds gehörende 300 Hektar umfassende Großunternehmen, vorbildlich unter ökologischen Gesichtspunkten. Die Produkte der von ihm gezüchteten Angusrinder, seine Keks- und Honigerzeugung sind preisgekrönt. Hinter dem vor 21 Jahren begründeten „Prince's Trust“ stehen eine ganze Reihe von sozial nützlichen, geschäftlichen, erzieherischen, kulturellen Projekten, die dem Ziel Tony Blairs entsprechen, möglichst bald Beschäftigung für die vielen britischen jugendlichen Arbeitslosen zu schaffen.

Die anglikanische Staatskirche und die Krise der Monarchie

Beim Tode seiner geschiedenen Frau war Charles der Verbindungsmann zwischen Downing Street und seiner Mutter, flog bekanntlich sofort nach Paris, um für die Rückführung von Dianas Leiche zu sorgen, und wirkte dann, vielleicht sogar von persönlichem Schuldgefühl motiviert, auf seine Eltern ein, von ihrer anfänglichen Reaktion einer „stillen“, mit traditioneller „steifer britischer Oberlippe“ kühl bezeugter „Trauer“, wenngleich widerstrebend abzulassen. Andererseits konnte die nach der prinzipialen Scheidung verfügte Abkennung des königlichen Status der Prinzessin und Mutter des zukünftigen Monarchen nur als kleinlich und engstirnig kritisiert werden. Desgleichen auch die Ausmerzung ihres Namens als nicht mehr das Gebet für die übrigen Mitglieder der königlichen Familie verdienend, so „protokollarisch korrekt“ das als weitere Konsequenz der Scheidung auch gewesen sein mochte.

Nach solchen Fehlschaltungen kam es dann zu dem die Außenwelt erstaunlich anmutenden Kirchengang der königlichen Familie mit den beiden jungen Söhnen der Prinzessin am Morgen nach dem Unglück. Die Fahrt der schwarzen Limousinen zur Pfarrkirche von Balmoral war von der Königin ausdrücklich angeordnet worden, der königlichen Sonntagsnorm gemäß. Daß die beiden Söhne zu einem solchen Zeit-

punkt überhaupt zur Kirche gehen mußten, schien der areligiösen Öffentlichkeit eine unerhörte Zumutung. Andere fanden es sonderbar, daß der Geistliche in seiner Predigt mit einem schottischen Witz für Heiterkeit sorgte, aber Dianas Tod mit keinem Wort gedachte. Nur ein Gebet wurde für die königliche Familie insgesamt gesprochen, in das die Verstorbene, „vermutlich“ – wie verlautete – eingeschlossen war.

Erklärend ist anzumerken, daß in der reformierten Church of Scotland Gebete für Verstorbene nicht üblich sind. Als „Oberste Regentin“ der Staatskirche wechselt die Queen bei Schottlandbesuchen sozusagen ihre Konfession. Anders als die sich als „reformiert der katholischen Kirche“ zugehörig verstehende anglikanische Kirche, hat die Church of Scotland eine nichtbischöfliche, presbyterianische Struktur und eine protestantisch-calvinistische Theologie.

Diese Vorfälle trugen offenbar dazu bei, daß die ganz außergewöhnlichen Kundgebungen der britischen Volkstrauer für Prinzessin Diana keineswegs auch als Demonstrationen für die Monarchie zu verstehen waren. Die spontanen Trauerbekundungen, die vor den drei Londoner Königsschlössern angehäuften Blumenberge waren vielmehr und zugleich eine Kritik am Königshaus. Die große Mehrheit der den Blumensträußen beigefügten oder in die Kondolenzbücher eingetragenen Botschaften verbanden den Namen Diana mit dem von Dodi Al Fayed, als ob sie ostentativ das offizielle Verschweigen seines Namens ausgleichen wollten. „Wir sind hier für Diana und Dodi, nicht für die Monarchie“, sagte eine Blumenspenderin. Eine 87jährige nahm überhaupt kein Blatt vor den Mund: „Charles und die anderen Angehörigen des Königshauses verdienen einen gehörigen Tritt in den Hintern. Sie wären überhaupt nie in den Genuß oder Mißbrauch ihrer Vorrechte ohne die vom ganzen britischen Volk im Zweiten Weltkrieg geleisteten Anstrengungen gekommen.“

In der letzten Krise der Monarchie zur Zeit des Thronverzichts von Eduard VIII. war die Church of England eindeutig noch ein bestimmender Faktor. Aber als der jetzige Erzbischof von Canterbury, *George Carey*, im August eine anglikanische Kirchenkrise in Aussicht stellte, falls der geschiedene Prinz Charles die ebenfalls geschiedene *Camilla Parker-Bowles* heiraten würde, löste er damit einen allgemeinen Sturm der Entrüstung aus. Inzwischen hat sich die Situation insofern verändert, als durch den Tod Dianas für Prinz Charles zwar das Hindernis einer solchen Wiederverheiratung entfallen ist, diese andererseits aber weniger wahrscheinlich denn je ist, es sei denn, er würde dem Thron entsagen. Jedenfalls ist im britischen Publikum die Meinung weit verbreitet, daß Charles, wenn er wolle, und weil sie offenbar „gut für ihn“ sei, seine *Camilla* heiraten solle, und die Kirche gegen eine solche Entscheidung nicht wieder opponieren dürfe, wie dies bei der von Prinzessin Margaret gewünschten Vermählung mit dem geschiedenen Obersten Townsend geschehen war.

Die offizielle Position im Blick auf die Wiederverheiratung Geschiedener wird einfach nicht mehr akzeptiert und stößt

auch innerkirchlich auf erhebliche Ablehnung. Als eindeutiger Makel in einem heutigen Rechtsstaat muß darüber hinaus das nach wie vor verfassungsrechtlich wirksame, Angehörige der „Papistischen Religion“ diskriminierende königliche Ehegesetz von 1772 gewertet werden. Wobei andererseits die anglikanische Moral sehr unterschiedliche Anwendung findet, wenn z. B. der Bischof von Birmingham kürzlich eine geschiedene Deutsche kirchlich heiraten konnte, und auch der geschiedene Dekan von Norwich zum zweiten Mal, und zwar im Rahmen einer feierlichen Zeremonie in der Londoner Southwark-Kathedrale getraut wurde, ohne daß dagegen Einspruch erhoben wurde.

Schon aus praktischen Gründen wäre die Trennung nur schwer zu verwirklichen

Die Church of England genießt auch außerhalb ihrer Kernschichten, das heißt der als regelmäßig sonntägliche Kirchgänger geführten zwei Prozent der Inselbevölkerung, eine erhebliche Wertschätzung vor allem sentimentaler Art, als Hort einer großen christlichen Vergangenheit, Bewahrerin der alten katholischen Dome Englands, in denen ihre Liturgie weiterhin vorbildlich gefeiert wird, und das meist noch in der schönen Sprache *Thomas Cranmers*, die zur Mitgestaltung der englischen Literatur beigetragen hat wie zur deutschen die Sprache Martin Luthers. Aber ihre Verbindung mit dem Staat ist, theologisch gesehen, sinnlos geworden.

Deren Abschaffung wird heute innerhalb der Kirche von einer Minderheit führender und nachdenklicher Anglikaner im religiösen Interesse gefordert, z. B. vom Bischof von Woolwich, *Colin Buchanan*, hat aber keine Chance, durchgesetzt zu werden. Die kirchliche Mehrheit klammert sich an das „established by law“ wie an einen Rettungsanker. In der Forderung nach einer anglikanischen „Entstaatlichung“ läßt sich, dem katholischen Historiker *Paul Johnson* zufolge, „eine gewisse grimmige historische Symmetrie“ sehen: „Man bedenke nur, daß die Kirche, die von Heinrich VIII. geschaffen wurde, um ihm die Ungültigkeitserklärung seiner ersten Ehe und die Heirat seiner Mätresse *Anne Boleyn* zu ermöglichen, damit enden könnte, Charles III. die Heirat seiner Mätresse *Camilla Parker-Bowles* zu ermöglichen...“ (Daily Mail, 6.6.97).

Für Anglikaner wie *Colin Buchanan* sind jedoch entscheidendere Gründe für die Abschaffung des Staatskirchentums maßgebend: Erstens sei es nicht zu rechtfertigen, daß eine konfessionelle Minderheit, wie es die anglikanische Staatskirche längst ist, gesetzlich und verfassungsmäßig eine privilegierte Stellung bekleide. Zweitens sei es falsch, daß Abgeordnete in beiden Häusern des Parlaments, die weder religiös noch christlich orientiert seien, das letzte Wort in kirchlichen Angelegenheiten hätten. Drittens sei es unerhört, daß der jeweilige Premierminister als Chef der Mehrheitspartei im Unterhaus nach wie vor die Ernennung von Diözesanbischöfen mitbestimmen könne. Viertens sei es

auch nicht mehr zu rechtfertigen, daß 26 dieser Bischöfe im Oberhaus sitzen und so die weltliche Gesetzgebung des Landes mitbestimmen. Fünftens sei es nach wie vor ein jedem Angehörigen einer anglikanischen Pfarrei, d. h. noch praktisch jedem englischen Staatsbürger zustehendes Recht, in dieser Kirche zu heiraten (wenigstens zum erstenmal), ohne seinen Glauben an Christus und seine Lehre bekennen zu müssen (The Mail on Sunday, 20.7.97).

Das staatskirchliche System beruht noch auf dem Umstand, daß die 1533–34 gegründete Church of England sich noch als englisch-verstaatlichter Bestandteil der katholischen Kirche verstand, und im damaligen Tudorstaat noch alle neugeborenen Kinder in ihrer Pfarrkirche getauft werden mußten, es sei denn, sie waren als römische Katholiken Landesverrättern gleichgestellt. Bei seiner Krönung wird der Monarch bei feierlichem Pomp auf die Bewahrung der Church of England vereidigt, als „Defensor fidei“, wie der Heinrich VIII. noch von Leo X. 1521 für seine Streitschrift gegen Luther verliehene Ehrentitel lautete. Römischerseits wurde dieser zwar später rückgängig gemacht, aber durch englischen Parlamentsbeschluß dem Herrschertitel einverleibt. Das Parlament regelt weiterhin die kirchlichen Geschäfte – über ein Jahr dauerte z. B. der parlamentarische Instanzenweg, der die Priesterweihe für Frauen ermöglichte, nachdem die anglikanische Generalsynode längst ihre Zustimmung gegeben hatte.

Die meisten Anglikaner nehmen diese Situation als gegeben hin und sind sich irgendwelcher Widersprüche gar nicht bewußt. Selbst Bischöfe sind stolz auf die staatskirchliche Stütze und den Einfluß, den ihnen diese in den Medien und im gesamten öffentlichen Leben des Landes automatisch noch sichert. Respekt für die Monarchie ist naturgemäß mit diesem System verbunden, andererseits ist mit der in ganz Großbritannien schwindenden Christlichkeit auch der Respekt für die Monarchie gefährdet.

Kein Wunder, daß man im Hinblick auf den bei einer Beseitigung der staatlichen Stütze der Church of England drohenden kirchlichen Zusammenbruch noch davor zurückschreckt und das bestehende Luftgespinnst vorzieht. Überdies wäre aber schon rein praktisch aufgrund Jahrhunderte alter gesetzlicher Verbindungen, die Staat-Kirchen-Trennung kaum schnell durchzusetzen. Keine britische Regierung würde sich außer unter ärgstem Zwang auf ein solches gigantisches Legislationsprogramm einlassen. Ein „disestablishment“ würde vor allem den Grundbesitz der Kirche betreffen, aber nicht nur Kathedralen, Kirchen und Paläste, sondern Tausende von Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden. Der Londoner Bahnhof Paddington ist z. B. kirchlicher Grundbesitz, desgleichen Colleges in Oxford und Cambridge sowie manche der alten Internatsschulen, weil sie auch mittelalterliche königliche Stiftungen waren, Einrichtungen der Streitkräfte und zahllose staatliche und andere Körperschaften. Viele umfangreiche Gesetze wären nötig, deren Instanzenweg im mühsamen, Paragraph um Paragraph umkämpften Verfahren Monate, sogar Jahre dauern könnte, ohne unbedingt voraussagbaren Erfolg.

Der Tod von Prinzessin Diana mit seinen beispiellosen Auswirkungen hat gezeigt, wie sehr sich ein Volk wie das britische in der modernen Welt verändert hat. Der Oxforder Politologe *John Gray* betonte, daß dieses Neuland noch gar nicht erschlossen sei, gewiß aber die Absage an eine in ihrer Vergangenheit verwurzelten Kultur umfassen werde. „Bestimmt würde es kein Land mehr sein, das traditionelle Werte ehrt, oder sich irgendeiner weltlichen oder geistlichen Autorität beugen und sich von dieser solche Werte auferlegen lassen würde“ (The Guardian, 3.9.97). Es handelt sich hier um einen in allen westlichen Ländern ähnlichen Prozeß, der in Großbritannien aufgrund seines Nachholbedarfs vielleicht am stärksten spürbar wird.

Das britische Volk hat sich in den letzten Jahren gewaltig verändert

Der NOP-Umfrage der „Sunday Times“ vom 14. September 1997 zufolge haben die Briten ihre Königin, Prinz Charles und den gesamten „royalen Zirkus“ gründlich satt. Inkonsequent forderte allerdings nur ein Achtel der Befragten aber die Abschaffung der Monarchie. Dagegen sind 59 Prozent der Meinung, daß die Monarchie keine weiteren dreißig Jahre bestehen werde. Der verspätete Versuch der Königin, der Volksstimmung Rechnung zu tragen, wurde als fehlgeschlagen beurteilt, nachdem 72 Prozent sie weiterhin für zu distanziert und gefühllos halten, 53 Prozent ihren Rücktritt sofort oder anläßlich ihres 75. Geburtstags forderten. Das ist ohne Zweifel der seit einem halben Jahrhundert schlimmste Befund über die britische Monarchie.

Noch im Jahr 1990 hatte eine ähnliche Analyse einen Rücktritt der Königin „zu irgendeinem Zeitpunkt und zugunsten von Prinz Charles“ empfohlen. Aber das war noch sehr langfristig gesehen. Nun aber scheint der Zeitpunkt gekommen zu sein. Das Volk läßt sich nicht mehr von den positiven Zügen trösten. Fast ein Drittel der jetzt Befragten würden den gutaussehenden William, der seiner Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten scheint, einem Karl III. vorziehen, ein Haus Spencer dem Hause Windsor. Frauen, traditionell die stärksten Stützen der Monarchie, sind mehr mit Diana identifiziert als Männer (65 Prozent zu 27 Prozent) und zeigen auch mehr Sympathie (58 Prozent) für eine einfachere und weniger formale Monarchie.

Das Königshaus hat aber auch seinen Anklang bei der Jugend verloren: nur 18 Prozent der 18–34jährigen halten die Königin für dem Volk nahestehend; aber 36 Prozent wollen, daß sie bis zu ihrem Tod Staatsoberhaupt bleiben solle. Nur 26 Prozent ziehen Charles als nächsten König vor, 65 Prozent William. Aber es ist nicht gesagt, daß William sich als ein besser geeigneter zukünftiger Monarch erweisen werde, ganz abgesehen davon, daß es kaum zu erwarten ist, daß er, selbst als Dianas Sohn, seinem Vater das diesem zustehende Thronerbe streitig machen würde.

Roland Hill